



Anne von Canal

White
out

Roman

mare

mare

Anne von Canal

White Out

Roman

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Arbeit der Autorin am vorliegenden Buch
wurde vom Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert.

1. Auflage 2017

© 2017 by mareverlag, Hamburg

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Apolline

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-247-0



www.mare.de

Für Tifi

The people we most love do become
a physical part of us, ingrained in our synapses,
in the pathways where memories are created.

Meghan O'Rourke

Vi börjar om igen. Vi ger oss inte.

Lars Gustafsson

Unser Herz schlägt nicht mehr.

Über der eisigen Weite liegt eine Stille, glatt wie Emaille.
Die Zeltwand flattert leise, doch sonst höre ich nichts.

Etwas ist schiefgegangen.

Ich setze mich auf.

Zappa?, will ich rufen. Thomas! Aber ich kann mich nicht überwinden, meine Stimme in dieses außerordentliche Schweigen zu zwingen. Es ist zu groß.

Ich schließe die Augen, um besser hören zu können, aber da ist nichts.

Kein Laut. Kein Puls.

Vielleicht bin ich allein. Zappa, Thomas, Ole, Fränzi – keiner mehr da, das Camp weg, unsere Geräte verschwunden. Oder es ist mein Herz, das nicht mehr schlägt, und ich bin nicht mehr da. Vielleicht ist das die Ewigkeit, und ich bin bloß meine eigene Idee. Es würde mich nicht überraschen.

Hier muss man auf alles gefasst sein.

Ich sollte nachsehen, was passiert ist. Sollte mir einen Überblick verschaffen, feststellen, wo der Fehler liegt. Ob es einen Schaden gibt. Ob der Ausfall die Expedition gefährdet. Müsste mir Gedanken machen, über die mögli-

chen Konsequenzen. Sollte. Müsste. Doch mehr, als meine Augen ziellos über den gelben Himmel zu schicken, der sich über mir spannt, bringe ich nicht fertig. Ich sitze einfach nur da, schaue, lausche. Und spüre, wie die Kälte durch die Nasenlöcher in mich hineinkriecht und langsam meine Gedanken lähmt.

Direkt neben meinem Kopf ist ein kleiner Punkt auf dem Stoff, er ist schon lange dort, ein alter Bekannter, weder schwarz noch weiß. Seltsam eigentlich. Ist das ein Loch? Ich strecke den Zeigefinger aus und fühle darüber. Zum ersten Mal. Tatsächlich, die Sonne hat sich ein Loch gebohrt.

Ein Seufzen ertönt.

Kurz meine ich, es kommt aus meiner Brust, so nah klingt es. Doch dann folgt ein dumpfes Klopfen. Ich halte die Luft an. Mühsam und ein wenig aus dem Takt steigert sich das Pochen, bis wieder der vertraute Rhythmus durchs Camp hämmert.

Als hätte es den Moment der Verlassenheit nie gegeben.

Hanna, bist du da? Hallo? Thomas für Hanna!

Thomas' gedämpfte Stimme lässt Luft in mein Vakuum. Ich ziehe mein Funkgerät an der Antenne unter dem Kopfkissen hervor und drücke den Sprechknopf.

Ich höre, sage ich, so routiniert es geht.

Alles in Ordnung?

Was soll ich darauf antworten – Mein Herz schlägt, wir sind alle noch da, vor uns liegt ein arbeitsreicher Tag.

Ja?, sage ich.

Wir hatten eine Panne am Generator. Aber Zappa hat wieder alles im Griff, sagt Thomas.

Gut, sage ich. Das ist gut. Ich dachte schon ...

Also, dann?

Es klingt wie eine Frage. Ich weiß nicht, wonach, und warte.

Kommst du gleich rüber?, höre ich schließlich.

Ja, klar. Bin schon unterwegs.

Okay. Thomas Ende.

Es knackt und rauscht.

Kraftlos sinke ich zurück auf meine Isomatte. Natürlich bin ich erleichtert. Alles andere wäre eine Lüge.

Seit uns die kleine zweimotorige Maschine vor zwei Tagen mit unseren Materialkisten hier absetzte, wie eine Handvoll Sträflinge in der Wüste, seit wir im Schneewirbel der Propeller standen und dem letzten Stück Heimat winkten, seit das Flugzeug endgültig im Blau verschwand, sind wir völlig auf uns gestellt. Die kurze Beklommenheit, als die Motoren nicht mehr zu hören waren, haben wir schnell weggelacht.

Wir gehören zusammen. Sind ein Außenposten im Grenzbereich des Möglichen. Ein einziger Organismus. Ein kleiner antarktischer Fünfzeller. Und mehr als alles andere brauchen wir unser Herz.

Ich horche nach draußen. Es wummert verlässlich.

Entschlossen öffne ich der Kälte den Schlafsack und ziehe schnell die Thermohose über meine Leggings. Dann die Isostiefel. Den Fleecepulli über mein Merinohemdchen. Jacke. Schal, Mütze, Handschuhe, wie eine Daumenkinofigur. Zum Schluss noch die Sonnenbrille. Nie ohne Sonnenbrille. Dann schlage ich die Zelttür zurück und strecke mich hinaus ins Weiß, Weiß, Weiß.

Nichts hat sich verändert. Die Ebene liegt nackt in der Sonne dahingestreckt, unbescheiden und selbstverständlich, als wäre sie die ganze Welt. Man könnte es glauben.

Nichts als Eis, so weit Auge und Möglichkeiten reichen. Terra nullius. Niemandes Land.

Das Ausmaß an Ödnis ist atemberaubend, macht mich immer wieder stumm und zugleich seltsam froh. Ich fühle mich sauber. Der Kopf gefegt bis in die Ecken.

Auf dem Weg zum Bohrschacht stehen die Markierungsfähnchen Spalier und verbeugen sich an ihren Bambusstangen im leichten Wind. Ich nicke ihnen zu. Lüfte im Vorbeigehen höflich meine Mütze, der Schnee unter meinen Füßen quietscht trocken wie Styropor.

Guten Morgen, sage ich mit einem angedeuteten Diener, als ich am Rand des Grabens stehen bleibe.

Hey Boss, da bist du ja.

Thomas sieht zu mir herauf. Mit hochgeschobenen Ärmeln und beschlagener Brille steht er in drei Metern Tiefe. Verschwitzt. In seinem Bart hängt zu winzigen Eiszapfen gefrorener Atem. Als wüchse der ganze Mann langsam in die Umgebung hinein.

Den Anfang haben wir schon mal, sagt er. Deutet auf den großen Handbohrer, auf die dunkle Öffnung im Eis, die unser Bohrloch werden soll.

Wo ist Zappa?, frage ich.

Repariert noch irgendwas am Generator. Die Einspritzpumpe hat gestreikt, sagt er. Aber jetzt läuft sie wieder.

Ich atme endgültig auf.

Kaum auszudenken, was ein schwerwiegender Generatorenausfall für unseren Zeitplan bedeuten würde. Schließlich haben wir mit der eigentlichen Arbeit noch gar nicht begonnen.

Thomas steigt die acht glatten Stufen hinauf, die wir ges-

tern ins Eis gesägt haben. Stellt sich neben mich, betrachtet unsere Baustelle, die Arme in die Seiten gestemmt. Zufrieden.

Bestens, sage ich und kann doch nicht umhin, zu fragen: Warum habt ihr mir heute Morgen nicht Bescheid gesagt?

War ja nur eine Kleinigkeit.

Ich weiß. Aber trotzdem ...

Was rede ich da? Es muss klingen, als würde es mir an Vertrauen oder Selbstbewusstsein fehlen.

War doch nicht zu überhören, die Stille, oder? Thomas grinst. Aus seinem Bart löst sich ein Tropfen.

Du schmilzt, Gletscher, sage ich.

Er wischt sich mit dem Handrücken über den Mund. Apropos schmelzen ... Wie wäre es mit Kaffee?

Unbedingt. Und dann klotzen wir ran, damit wir morgen endlich anfangen können, zu bohren.

Bohren. Das Wort allein lässt mein Zwerchfell beben, meine Nerven flattern. Alles in mir will bohren, notfalls mit dem Zahnstocher.

Jahrelange Planung, monatelanges Vorbereiten, wochenlange Anreise von Frankfurt über Kapstadt und Novo Airbase, hierher, an diesen Ort jenseits von Zeit und Zivilisation; tagelanges Graben, Sägen, Bauen und Installieren bis zur Erschöpfung, der Aufbau eines funktionierenden Lebensraums aus dem weißen Nichts – alles, um einen rund dreihundert Meter langen Eiskern bohren zu können. Ein Loch so tief, wie der Eiffelturm hoch ist, das ist der Plan. Das ist unsere Forschung. Darum bin ich hier. Darum sind wir alle hier. Weil wir nichts mehr und dringender wollen, als dem Eis seine Geheimnisse zu entlocken.

Ja, sagt Thomas. Es wird Zeit.

Höchste Zeit, sage ich.

Wir schauen zu, wie ein Schleier aus Wildschnee vor uns in die Luft steigt. *Diamond dust*. Schwebende Kristalle, in spektraler Kraft funkelnd.

Die gute Nachricht ist, die Zeit bleibt heute stehen, sagt Thomas.

Und tatsächlich.

Heigh-Ho, Heigh-Ho, it's off to work I go.

Eine rote Schaufel über der Schulter marschiert Ole singend in unsere Ahnung von Ewigkeit.

Er wirbelt die Schippe einmal herum wie ein Funkenmariechen seinen Bâton und rammt sie vor sich in den Schnee.

So, sagt er entschieden. Was gibt's zum Frühstück?

Mir fällt so schnell keine Antwort ein.

Du kannst heute wählen zwischen gebratenem Speck, Würstchen und Rührei, sagt Thomas. Zu allem natürlich Toast, hausgemachte Marmelade und frische Südfrüchte.

Klingt göttlich, sagt Ole. Zu dumm, dass ich auf Diät bin! Aber war nicht eben von Kaffee die Rede?

Er wartet nicht ab, was wir dazu sagen, ist schon wieder in Richtung unseres Quartiers davon. Bei jedem zweiten Schritt wirft er seine Fellmütze in die Höhe. Wieder und wieder fliegt die Schapka in die Luft, flattert unbeholfen mit den Ohrenklappen.

Seltsamer Vogel, sagt Thomas.

Ich weiß nicht, ob er die Mütze meint oder Ole.

Die espressokanne steht bereits gurgelnd auf dem Gaskocher, als wir ins Zelt steigen. Das Aroma steigt mir ins Gehirn, entfacht ein ziehendes Verlangen.

Abgewandt vom Eingang sitzt Fränzi und starrt in den Laptop, lässt den Mauszeiger über Zahlen, Graphen, Diagramme huschen. Sie zupft sich trockene Hautfetzen von der Unterlippe, hat ein Bein hochgezogen, das andere wippt unter dem Tisch, als wollte es jeden Moment weglaufen.

Hallo, sage ich.

Sie antwortet nicht. Unter ihrer peruanischen Strickmütze ringeln sich Kopfhörerkabel hervor, doch es dringt kein Laut nach außen.

Ich habe nie gefragt, was sie hört – Klassik, Heavy Metal, vielleicht galaktisches Rauschen –, habe am ersten Tag nur auf die kleinen Stöpsel in ihren Ohren gedeutet, die Augenbrauen hochgezogen und gefragt: Muss das sein? Ja, sagte sie, nach zwei Sekunden Bedenkzeit. Also toleriere ich es. Außerhalb der Arbeit wohlgermerkt.

Das Blubbern verstummt, als ich das Gas abdrehe.

Keiner von uns ist besonders an Frühstück interessiert – das dient hauptsächlich der notwendigen Kalorienzufuhr –, aber Kaffee brauchen wir alle. Die Beschleunigung, das leichte zerebrale Beben.

Thomas stellt unsere Thermosbecher neben der Kochstelle bereit, und ich gieße ein, so schnell und gerecht wie möglich. In eine Tasse schaufelt Thomas drei Löffel Zucker und schiebt sie mir zu.

Stark und süß, sagt er.

Etwas in mir will automatisch kokettieren: Ich oder der Kaffee? Aber diese Tonlage passt nicht hierher, und nicht zu Thomas und mir. Zu unserer ruhigen und gradlinigen Frequenz.

Keks?, frage ich stattdessen, lege eine Schachtel Gebäck auf den Tisch.

Aber gern!

Ole langt nach der Packung, ehe Thomas antworten kann. Ein, zwei, drei Plätzchen verschwinden in seinem Mund. Ich muss lachen.

Es ist ein schnelles Spiel, sage ich.

Ich dachte, du wärst auf Diät, murrte Thomas.

Vielleicht könnten wir uns jetzt kurz dem Tagesplan widmen, sage ich.

Ole nickt, grinst mich mit vollen Backen an.

Gut. Ich ziehe mein Notizbuch aus der Tasche. Blättere. Wenn es so läuft wie gestern, müssten wir heute mit den Vorbereitungen fertig werden. Am besten ist, wir –

Du hast Post, unterbricht Fränzi.

Ich sehe von meinen Aufzeichnungen auf. Du – das gilt immer mir, die anderen spricht sie mit Namen an.

Von wem?, frage ich, ehe sie es wiederholt. Denn das würde sie. Du hast Post, du hast Post. So lange, bis ich reagiere.

Ein Klicken auf dem Touchpad und ihre Antwort: Jan Fuchs.

Ich horche auf. Mein Bruder schreibt mir fast nie, und wenn, dann schickt er meist Links zu albernem Videoclips.

Betreff?

Die Frage rutscht aus mir heraus, obwohl es niemanden etwas angeht, obwohl es nur unwichtig sein kann, obwohl ich es selbst lesen könnte, später, morgen, nie, obwohl.

Scott, sagt sie trocken.

Was?, frage ich reflexhaft, während das Wort sich in mir ausbreitet; Hirn, Herz, Darm gleichzeitig erreicht.

Es heißt wie bitte, sagt Ole. So viel Zeit muss sein.

Scott, sagt Fränzi noch einmal.

Na, der ist ja schon eine Weile tot, meint Thomas.

Aber gut konserviert! Ole lacht. Und das gar nicht mal weit von hier.

Ich schlucke. Scott. Das Wort rumort in mir.

Kannst du löschen, sage ich und greife nach meinem Notizbuch. Blättere.

Ich nehme an, es ist kein Kaffee mehr übrig?

Hinter mir duckt sich Zappa durch den Eingang herein. Den schmalen Kopf schräg geneigt, mustert er uns wie ein Lehrer, der seine Klasse kurz unbeaufsichtigt gelassen hat. In seinem Mundwinkel hängt eine erloschene oder noch nicht angezündete Zigarette.

Wir haben ..., beginne ich.

... dich vergessen, fällt mir Ole gut gelaunt ins Wort.

... schon mal angefangen, übertöne ich ihn. Strecke Zappa meinen Becher hin.

Hier, ich habe genug.

Er riecht daran, nippt und verzieht angewidert das Gesicht.

Willst du mich vergiften?

Fränzi sieht vom Bildschirm auf. Sie zieht den Kopfhörerstöpsel aus ihrem rechten Ohr und schaut Zappa an.

Wieso sollte sie das tun?, fragt sie, runzelt die Stirn. Das wäre äußerst unlogisch.

Zappa trinkt noch einen Schluck.

Ganz genau, sage ich rau. Meine Stimmbänder haben sich irgendwie verknotet. Ich räuspere mich. Können wir uns jetzt bitte *alle* mal auf den Tagesplan konzentrieren? Nur fünf Minuten!

Gehorsames Schweigen.

Also. Wenn wir –

Keks, irgendwer?, fragt Ole.

Wir sägen.

Wir schaufeln.

Wir schleppen.

Eisblock für Eisblock wird der Schacht größer und tiefer.

Viel Atem zum Reden haben wir nicht, und die Gespräche erschöpfen sich schnell in kurzen Witzen und Bemerkungen. Es gibt ohnehin wenig von Bedeutung zu sagen, wenn man in einer über dreizehn Millionen Quadratmeter großen Eiswüste steht und ein Loch hineinbuddelt.

Ich hole aus und ramme die Schippe in die losen Bruchstücke des Firns, schaufele sie in die zum Abtransport bereitstehende Kiste. Fünfzehn Mal ausholen, schippen. Klingt wie Snare. Kickdrum. Ich höre auf den Rhythmus, versuche ihm zu folgen, ihn zu halten. Ausholen. Schippen. Snare. Kickdrum. Bald spüre ich, wie mir das Unterhemd an Bauch und Rücken klebt. Snare. Kickdrum. Zum Glück ist es Wolle, die stinkt nicht so schnell. Lässt sich auch gut lüften. Eins zum Wechseln habe ich noch. Dabei habe ich früher nie so geschwitzt, erst später, als ich – wann war denn das? So mit dreißig vielleicht, als ich im Ruderclub war, damals in Hamburg? Snare. Kickdrum.

Denken im Rhythmus der Schaufel. Eine Weile geht es so.

Dann fügt sich plötzlich Fränzis Säge ein, begleitet meine Bassline. Du hast Post, singt sie. Du hast Post.

So laut ist die Säge, dass ich aus dem Tritt komme. Ich versuche ihr einen anderen Text zu geben: *Schnee und Eis. Mir ist heiß.* Aber sobald ich mich nicht mehr darauf konzentriere, erklingt wieder Fränzis Stimme in meinem Kopf. Du hast Post. Mit österreichischem dickem P. Fast wie Bost. Du hast Bost.

Stopp.

Ich übernehme die Säge, sage ich.

Fränzi hält irritiert inne. Es hat offenbar anders geklungen, als ich dachte.

Ist es in Ordnung, wenn wir mal tauschen?, füge ich hinzu. Mein Rücken ...

Wie immer dauert es eine unbequeme Sekunde länger als bei anderen Leuten, bis sie antwortet.

Ja, sagt sie dann und nimmt mir die Schaufel aus der Hand.

Danke.

Ich säge. Schneller als Fränzi. Anders. Aber es hilft nicht, alles klingt wie *Du hast Post*.

Warum schreibt mir Jan ausgerechnet jetzt? Was hat er sich dabei gedacht? Wahrscheinlich nicht viel. Vermutlich hält er sich sogar für besonders pffiffig. Das entspräche seiner Art von Humor. *Wo du gerade sowieso im Eis bist, Schwesternchen, hier ein Gruß aus alter Zeit*. Dabei weiß er genau, dass unsere E-Mail-Adresse nur für den Notfall gedacht ist, dass ich hier sicher keinen Kopf für alte Geschichten habe. Und dass ich ohnehin nichts davon hören will, weiß er auch. Das haben wir vor Ewigkeiten geklärt.

Scott und Amundsen.

Du und ich und Jan. Das ist hundert Jahre her.

Ich lege noch mehr Tempo zu. Die Eisspäne fliegen, das Sägeblatt verkantet.

Du verschwendest Energie, sagt Fränzi.

Ich zucke die Schultern, mache weiter. Immer schneller. Bis die Gedanken nicht anders können, als zu verstummen. Bis Thomas irgendwann sagt: Besser wird's nicht mehr.

Ich reibe mir die Augen, stemme die Hände in die Hüf-

ten. Mir ist schwindelig, meine Muskeln weinen und schreien, die Arme gehören nicht mehr zu meinem Körper. Ich bin längst jenseits meiner Kraft.

Vermutlich hast du recht, sage ich.

Die anderen haben die Arbeit eingestellt, ohne dass ich es bemerkt habe. Ole sitzt auf den Stufen der Eistreppe. Er zeigt auf seinen Bauch.

Manche Leute haben Hunger.

Ich blinzle in Richtung Sonne. Sie steht verhältnismäßig tief, hat den Himmel in Brand gesetzt. Es muss schon spät sein.

Zu Hause würde ich auf die Uhr sehen. Aber dieser Ort kennt keine Zeitzone und hält sich ohnehin nicht an die bequeme Linearität, die wir gewohnt sind. In der endlosen Helligkeit des Polartages müssen wir selbst bestimmen, wann es Nacht wird. Und das ist meistens dann, wenn die Arbeit getan ist oder der Magen knurrt.

Wie wär's mit Nudelsuppe?, frage ich.

Ole springt auf, ist mit drei großen Schritten oben.

Schon unterwegs!

Ich klatsche so aufmunternd es geht in die Hände.

Ihr habt es gehört, Leute. Packen wir ein.

Als ich endlich aus unserer eisigen Gruft steige, badet das Camp im Abendlicht. Die Ebene ist rot geflutet, unsere Spuren darin sehen aus wie schwarze Flüsse und Seen.

Ich spüre meine Beine kaum noch.

Aus dem Quartierzelt ertönt Oles Stimme. Heigh-Ho. Heigh-Ho. Home from work we go. Seine Energie möchte ich haben.

Zappa umrundet den Schacht, rüttelt an Seilen und Pla-

nen. Kontrolliert, ob wirklich alles gesichert ist. Einmal, noch ein zweites Mal. Er überlässt nichts dem Zufall. Unsere Ausrüstung ist unser Erfolg, und er ist ihr Hüter. Streng und gewissenhaft, wie man sein muss, wenn das nächste Ersatzteil tausend Kilometer entfernt ist.

Ist gut, Zappa, sage ich. Das hält bis morgen. Komm essen.

Er sieht mich an, wiegt den Kopf und fischt eine verkniterte Zigarette aus der Brusttasche seines Overalls.

Nudelsuppe?, fragt er, als hätte ich ihm gegrillte Heuschrecken angeboten. Die Kippe hängt in seinem Mundwinkel, während er spricht, und der Rauch klettert in einer dicken Wolke an seinem Gesicht hinauf. Er kneift leicht ein Auge zu.

Ja, Nudelsuppe, sage ich irritiert, ohne zu wissen, wovon.

Ich gucke noch mal eben nach dem *Eclipse*. Damit wir morgen zeitig anfangen können, zu bohren.

Wirst du eigentlich nie müde?, frage ich.

Nein, antwortet er und schlendert davon.

Der Qualm seiner Zigarette hängt wie eine Fahne hinter ihm. Ein Geruch wie ein Sommer, ein Gefühl von Wärme.

Es ist so lange her, dass ich geraucht habe.

Ole sitzt auf dem Stuhl und kippelt, wir anderen hocken auf Transportkisten und löffeln schillernde Fettaguen. Die heiße Suppe betäubt die Speiseröhre. Ein leidenschaftlicher Schmerz, der in jeder Zelle guttut, bis zum letzten Schluck.

Der Stuhl knackst verdächtig. Es ist unser einziger, einfach und aus Plastik, nicht sonderlich stabil, aber ich verkniffe mir einen Kommentar. Wer gekocht hat, darf zum Essen auf dem Stuhl sitzen, so lautet die Regel, und wir

halten uns daran. Ich weiß nicht mehr, wer sich diese Sitte ausgedacht hat, womöglich war es sogar meine Idee.

Diese Bestimmungen. Wir haben ein ganzes Arsenal davon aufgestellt. Deutsche, die wir sind; Menschen, die wir sind – seltsam und widersprüchlich. Sprechen unablässig von unserer großen Sehnsucht nach Freiheit, doch wenn die Freiheit sich zeigt, wie hier, anarchisch und fordernd, halten wir uns doch lieber an absurde Routinen, als sie zu ertragen.

Wer ist dran mit Abspülen?, fragt Thomas. Als könnte er in meine Gedanken hineinschauen.

Ich, sage ich. Gleich.

Nur einen Moment die Augen schließen. Ausruhen. Ich lehne mich zurück an die Stoffwand.

Oles griffiger Bariton und Thomas' sahniger Bass. Zusammen klingen sie wie White Russian. Die beiden sprechen über einen Film, den ich nicht gesehen habe, über technische Details. Handkamera oder aus der Hand gefilmt. Wer erkennt schon den Unterschied, wenn es überhaupt einen gibt. Ich höre, wie Zappa sich über den Bart reibt, die Seiten seines Buches umblättert. Ein zerlesenes Stück Weltliteratur, das er immer in der Brusttasche trägt. Höre Fränzis Finger über die Computertasten huschen. Tipp, tipp, tipp. Ich bin kurz davor, mich von der Wohligkeit, den Geräuschen einlullen zu lassen, als sie sagt:

Du hast deine E-Mails noch nicht gelesen.

Wieso fängt sie jetzt schon wieder davon an?

Ich weiß, sage ich, ohne die Augen zu öffnen.

Da ist auch eine vom Chef. Und eine von Frau Klose.

Ja, Herrgott noch mal, ich hab's vernommen!, platzt der Unmut aus mir heraus. Ich setze mich auf.

Verwundertes Innehalten. Selbst Fränzi schweigt.

Hastig stehe ich auf, versuche, mich wieder in das Ober-
teil meines Overalls zu zwängen, das wie eine halb abge-
streifte Schlangenhaut an mir herunterhängt, aber es ist
alles verdreht, in Eile ausgezogen, die Ärmel auf links. Ich
lasse sie baumeln.

Ganz schön eng hier, sage ich, steige über Thomas' Beine,
stütze mich auf Zappas Schulter ab.

Erst am Ausgang bemerke ich, dass sie mich alle ansehen.

Es war ein anstrengender Tag, sage ich. Wir haben mor-
gen viel vor. Ich muss wirklich ins Bett.

Eilig verlasse ich das Quartier.

Gute Nacht!, ruft Thomas hinter mir her.

Die Irritation in seiner Stimme ist nicht zu überhören.
Dabei kann sie kaum größer sein als meine.

Ich steuere mit schnellen Schritten auf mein Zelt zu,
ohne dem ungestümen Farbenspiel am Himmel Beachtung
zu schenken, ohne den Windmesser zu checken oder das
Thermometer, ohne mir die Zähne zu putzen. Routine-
mäßig mache ich mich bettfertig und krieche in den Schlaf-
sack. Ziehe die Mütze auf, die Kapuze fest zu, mache mich
klein, ganz klein, und halte die Luft an.

Vielleicht findet mich der Schlaf vor den Gedanken,
dann müssen sie sich ein anderes Opfer suchen. Vielleicht
übersehen sie mich.

Heiliger Sankt Florian, verschon mein Haus, zünd andre
an. Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch kei-
nem andren zu. In allen vier Ecken soll Liebe drin stecken.
Rosen, Tulpen, Nelken, soll'n sie doch verwelken. Ich bin
klein, mein Herz ist rein ... es wird eine Seehundschnauze
sein?

Ich weiß, ich habe keine Chance.

Hier draußen bin ich leichte Beute, und du hast mich noch immer erwischt.

Ausrufezeichen! Punkt daneben. Dich vergess ich nie im Leben.

Eine singende Schiffsglocke. Jubelnde Menschenmengen.

Gute Reise! Gute Reise!

Bald darauf das Kratzen von Schlittenkufen auf Eis, vielstimmiges Hundegebell und der erbittert heulende Wind.

Scott: Alles hat sich schon jetzt gegen uns verschworen! Amundsen, das Wetter, die Tiere ... und wir stehen erst am Anfang.

Shambles Camp.

Evans: Die Ponys, Scott! Ich glaube, jetzt sind sie wirklich am Ende.

Scott: Dann erledigen Sie das, Evans.

Evans: Jawohl, Sir.

Peng. Peng. Peng.

Scott: Bald haben wir es geschafft, lumpige fünfzig Kilometer noch bis zum Pol. Wir müssen hinkommen, koste es, was es wolle!

Oates: Was ist denn das? Eine Flagge? Ein Zelt?

Scott: Wir sind zu spät. Amundsen war schon da. Alle Träume dahin!

Scott: Nach der Enttäuschung jetzt auch noch dieser schreckliche Rückweg.

Wilson: Evans kann nicht mehr.

Bowers: Oates will uns nicht länger zur Last fallen.

Scott: Halbe Rationen, kaum Schlaf.

Und immer der Wind.

Scott: Wir sitzen fest. Nur achtzehn Kilometer vom Depot entfernt!

Bowers: Dieser verdammte Sturm.

Scott: Wir können jetzt nicht mehr auf Besserung hoffen. Auch Bowers und Wilson sind heimgegangen. Um Gottes willen, sorgt ... für ... unsere ... Hinterbliebenen!

Den Blick im Inneren verloren, lauschten Jan und ich Scotts Worten nach, bis sie im Rauschen erstarben. Er hatte eine tapfere Stimme – bis zum Schluss. Jedenfalls auf unserer Hörspielschallplatte.

Die Nadel sprang mit rhythmischem Knacksen immer wieder über das Ende der Rille.

Umdrehen. Umdrehen. Umdrehen.

Ich spürte Jans nackte Zehen an meinen Waden. Er bohrte seine Füße fordernd zwischen mich und das Sofapolster.

Hör auf damit!, sagte ich.

Geh du, sagte er.

Geh doch selber.

Der Weg vom Sofa zum Dual war weit und unbezwingbar. Gletscherspalten, Schneeverwehungen, tote Männer. Alles echt und wahr. Ich hatte bisher nichts gewusst von der Unerbittlichkeit des Schicksals. Das Gruseln, das sie mir bereitete, war neu für mich. Es legte sich auf meine Haut wie ein feuchtes Tuch und ließ mich schauern.

Jans Zehennägel kratzten beharrlich über mein Bein.

Hör endlich auf mit deinen Stinkquanten!

Aus den Lautsprechern drang noch immer das fordernde Endlosknistern. Umdrehen. Umdrehen.

Ich stierte Jan an. Er sah stur zurück.

Nini!, schrien wir schließlich unisono und fügten nach einer kurzen Pause hinzu: Um-dre-hen!

Der Ruf verteilte sich durch Flure und Zimmer. Jan trat nach mir, und ich kniff ihn halbherzig.

Blödmann, sagte ich, mehr aus Prinzip. Eigentlich war mir nicht nach Streit zumute.

Unsere Großmama kam aus der Küche, mit erhitztem Gesicht und Spülhänden. Sie musterte uns kopfschüttelnd.

Antarktis im Hochsommer, sagte sie. Also ehrlich, fällt euch nichts Besseres ein!

Sie stellte einen Teller mit Heidesand neben uns auf den Couchtisch und wischte sich die Hand an der fadenscheinigen Küchenschürze ab, bevor sie mit zwei Fingern vorsichtig den Tonarm abhob, die Platte umdrehte und die Nadel wieder aufsetzte.

Aber zum letzten Mal. Danach geht ihr raus an die frische Luft!

Wir nickten gehorsam und waren ganz leise. Warteten gespannt auf die Schiffsglocke. Die Jubelschreie. An der Wohnzimmerwand führten die Schatten der Birke vor dem Fenster ein lichtiges Dasein. Dann waren da wieder die Hunde. Und wieder der Wind.

Wir stiegen auf den wespensummenden Dachboden. Undefinierte Formen und Umrisse hoben sich schwach aus dem Dunkel. Durch die Lücken zwischen den Schindeln zeigten dünne Sonnenstrahlen auf in Kisten eingelagerte Vergangenheit und niemals aufgeräumte Geschichte.

Mach mal Licht, sagte Jan dicht hinter mir.

Ich tastete nach dem Schalter, und die schwarzen Konturen wurden zu Gegenständen. Um uns herum standen

die Überreste aus Großmamas und Großpapas Leben und aus dem von Großpapas Eltern. Hier oben konnte man die Zeit rückwärts durchlaufen. Jede vergilbte Manschette war einmal ein Galaabend gewesen, jeder Koffer eine Reise, jeder Stiefel eine Wanderung, jedes Puppenbett ein Kinderherz, alles war gelebtes Leben, vor meinem. Ich atmete den staubigen Geruch verlorener Bedeutung. Dinge im Dornröschenschlaf, so anziehend und vielversprechend.

Guck mal, rief Jan. Die hier sind gut!

Er zertrte drei alte Holzkistöcke hervor. Bambusstäbe mit rostigen Spitzen und brüchigen Lederschlaufen am Griff. In derselben Ecke fand ich eine Fliegermütze mit Brille und einen Rodel. Das Opernglas aus dem Überseekoffer schien ebenfalls geeignet für unser Vorhaben, aber die Modell-Dampfmaschine, die wir so liebten, war leider zu empfindlich.

Ninis Kopf hob sich durch die Luke. Weißes Haar, wöchentlich gelegt. Hohe, faltenerfurchte Stirn.

Jan? Hanna! Hatte ich nicht gesagt, ihr sollt an die Luft? Müsst ihr denn immer in den alten Geschichten kramen?

Sie kam nie herauf, blieb lieber auf halber Leiter stehen, die Füße in der Realität.

Was habt ihr denn mit dem ganzen Krempel vor?

Wir wollen den Südpol entdecken, sagte ich. Wie Scott und Amundsen.

Als sie den Kopf schüttelte, stieg leichter Staub ins Gegenlicht.

Und dass ihr ja die Finger vom Schrank lasst!

Wir warteten, bis sie weg war.

Im Schrank, wo Großpapa hing – nur so kannten wir ihn, als leere Reservistenuniform auf einem Bügel –, ent-

deckte Jan schließlich einen kleinen Taschenkompass zum Aufklappen. Er sah alt aus und benutzt. Die zittrige Nadel wies ins Dunkle.

Den nehme ich, sagte ich und griff danach.

Nein, ich.

Es ist meine Idee gewesen, den Wettlauf zu spielen, also nehme ich ihn.

Aber es ist meine Schallplatte, meuterte Jan. Ohne die wärst du gar nicht auf die Idee gekommen.

Ich bin Amundsen, sagte ich. Also bekomme ich den Kompass.

Ich will aber nicht Scott sein!

Jan warf die Fliegerbrille auf den Bretterboden. So war er: Es gefiel ihm nicht, als Zweiter am Südpol anzukommen und dann als Erster zu sterben.

Sollen wir zusammen gehen?, schlug ich schnell vor, ehe er gänzlich die Lust verlor. Du kannst dieser Wisting sein. Der war total wichtig. Ohne den hätte Amundsen es bestimmt nie geschafft. Und der war später auch noch mit ihm am Nordpol. Als Einziger!

Zufrieden war Jan damit nicht, aber er folgte mir trotzdem auf der sicheren Route über die Auffahrt an der Rotunde und am Gartenteich vorbei, hinter der Trauerweide entlang, durch Bullerbü, wie wir die Remise nannten.

Der Sturm tobte, und Breitner, Herrn Tullius' dummer Ziegenbock, wollte den Schlitten nicht ziehen. Wir kämpften uns durch. Den kleinen Abhang hinunter zum Zaun, wo die Himbeeren wuchsen, hatten wir endlich Rückenwind. Mit letzter Kraft erreichten wir unser Basislager.

Im Zelt roch es nach gestockter Feuchtigkeit und warmem PVC. Ich ließ mich auf die Luftmatratze fallen und packte den Proviant aus.

Mir ist heiß, sagte Jan, und ich widersprach ihm nicht.

Unser Vorrat an Jaffa-Kekschen war knapp. Er reichte kaum zehn Minuten. Wir überlebten heroisch, kamen halb verhungert wieder zu Hause an. Doch ohne Gegner, ohne Verlierer, ohne Scott war der Ruhm nur die Hälfte wert.

Dann kamst du dazu.

Gegen Ende des Sommers, kurz nach Sabine Schmitz' legendärem zehnten Geburtstag, mit dir, änderte sich alles. Noch am selben Nachmittag, als du an der Hand deiner Mutter in unseren Garten kamst.

Der Sommer spross. Herr Tullius schnitt das Gras. In geraden Bahnen schob er den Rasenmäher über die Wiese. Die Schneidblätter machten ein mühsam schabendes Geräusch. Als ihr vorbeigingt, blieb er stehen, nahm die Mütze ab und senkte den Kopf, sagte: Frau Pfarrer.

Deine Mutter blickte stur geradeaus.

Wir sahen euch von der Veranda aus entgegen, Jan und ich. Nini kam aus dem Haus, eine Karaffe mit selbst gemachter Zitronenlimonade in der Hand.

Frau Fuchs?, fragte deine Mutter schon von Weitem.

Nein, antwortete Nini. Frau Franzen.

Oh. Das tut mir leid.

Nicht der Rede wert, sagte Nini. Ich kann gut damit leben.

Deine Mutter ließ dich los, um sich über die Stirn zu reiben. Sie lachte angespannt. Wir kicherten.

Du sahst von mir zu Jan und wischtest deine Hand an der Hose ab. Jeans-Shorts waren es, unten ausgefranst – ein Traum.

Meine Tochter ist nicht da, sagte Nini. Aber vielleicht wollen Sie ja mit mir vorliebnehmen?

Deine Mutter räusperte sich. Sie fasste dich an beiden Schultern und schob dich vor.

Friederike möchte um Verzeihung bitten.

Ich heiße Fido, sagtest du und sahst Nini an, als wäre das viel wichtiger.

Du bist Jan, nehme ich an?, fragte deine Mutter.

Kopfnicken.

Wofür willst du dich denn entschuldigen?, fragte Nini.

Will ich ja gar nicht, sagtest du.

Die Finger deiner Mutter um deine Schultern gekrallt. Sie drückte zu.

Friederike hat Jan ... beschämt. Auf dem Kindergeburtstag. Bei Schmitzens. Gestern.

So? Ninis Blick, klar und streng. Das hat er gar nicht erzählt.

Ist egal, sagte Jan, seine Ohren wurden rot.

Nein, das ist es nicht, rief deine Mutter, und die Aufregung trieb ihr Organ in die Höhe. Das ist es ganz und gar nicht. Friederike!

Tschuldigung, sagtest du.

Es fiel dir nicht ein, den Kopf zu senken und betrübt zu sein. Deine Mutter rüttelte mahnend deine Schulter.

Es tut mir leid, Jan, fügtest du hinzu.

Und jede Faser deines Körpers verriet, dass du der Ansicht warst, genau das Richtige getan zu haben. Dass du nichts bereuest.

Sabine Schmitz hatte zum Kostümfest eingeladen.

Wir waren sparsam verkleidet, ich mit einer Pippi-Langstrumpf-Perücke und bunten Kniestrümpfen, Jan mit Melone und Chaplin-Schnurrbart, zu mehr reichte unser Elan

nicht. Jan und ich verabscheuten Sabine Schmitz samt ihrem gehorsamen Gefolge. Sie war laut, älter als wir und hatte als Erste einen Ansatz von Busen. Mit dieser körperlichen Überlegenheit beherrschte sie die Mädchen, die Jungen mit einem dreisten Mundwerk und die Erwachsenen mit der Drohung *Das sage ich meinem Vater, der ist Stadtrat*. Befreundet waren wir weder mit ihr noch mit ihrer Korona. Wir gingen hin, weil man eine Einladung nicht ausschlug, in diesem Punkt waren Nini und Mama unnachgiebig.

Als wir vor der Haustür standen und darauf warteten, von Sabine mit einem enttäuschten *Ach so, ihr seid's* begrüßt zu werden, hofften wir auf ein Wunder. Dass niemand die Klingel hörte, wir wieder nach Hause gehen könnten. Doch wir hatten kein Glück. Frau Schmitz öffnete.

Herein! Herein! Ach, seht ihr niedlich aus, ach, ist das schön!, gackerte sie und flatterte wie ein aufgeschrecktes Huhn vor uns her ins Wohnzimmer, wo bereits Cowboys, Indianer, Zigeunerinnen, Prinzessinnen und Zauberer schreiend um einen Stuhlkreis herumrannten, während aus dem Kassettenrekorder Roland Kaiser von dem gewagten Schritt vom Mädchen bis zur Frau schnulzte. In einer Ecke stand ein gelangweiltes Skelett mit verschränkten Armen. Wir stellten uns in die andere und starrten es an.

Wer ist das?, fragte ich.

Keine Ahnung, sagte Jan.

Sabine baute sich vor uns auf.

Ist das für mich? Sie zeigte auf das Päckchen in Jans Hand.

Er reichte ihr das Geschenk, das Mama besorgt hatte.

Herzlichen Glückwunsch, sagte ich.

Sie riss das Papier auf.

Stifte?, fragte sie.

Duftstifte, korrigierte ich. Blickte neidvoll auf die bunte Plastikpackung. Solche Sachen kaufte Mama immer nur für andere Kinder.

Hab ich schon.

Pech, sagte Jan, und Sabine schnitt ihm eine Grimasse.

Als sie sich endlich verzog, war das Knochengerüst auch nicht mehr zu sehen.

Frau Schmitz wollte, dass wir Spaß hatten. Das rief sie immer wieder, lachte laut und schickte uns dazu als Nächstes in den Garten.

An einem Baum schaukelte ein hellblaues Pappmachéschwein. Es drehte sich im leichten Nieselregen und ließ die Ohren hängen.

Frau Schmitz drückte Jens einen Stock in die Hand. Er sah sie ratlos an.

Na los. Schlag zu!

Er haute dem Schwein zahm auf den Kopf.

Fester! Fester!, rief Frau Schmitz.

Schließlich droschen wir alle auf das Tier ein, wild und brutal, angeheizt von Frau Schmitz' Kreischen, bis sein Bauch aufplatzte und Bonbons herausregneten. Ich hob sie auf, wie alle anderen auch. Neben mir sammelte sich das Gerippe die Taschen voll.

Der Nachmittag zog sich zäh und klebrig wie die Süßigkeiten, die wir in Mengen in uns hineinstopften. Irgendwann wurde mir schlecht, doch ich konnte nicht aufhören; zur Strafe für Sabine würde ich alles aufessen, redete ich mir ein. Ich schloss mich im Badezimmer ein, setzte mich auf den rosafarbenen Plüschklodeckel und dachte an ein Käsebrot. Spielte mit den Augen Hüpfekästchen auf dem schwarz-weiß gemusterten Fliesenboden. Zog ab. Drehte

den Wasserhahn auf und wieder zu. Guckte in den Allibert, kramte durch die unbekanntnen Schachteln und Fläschchen, ohne zu wissen, warum, ohne etwas zu suchen, ohne etwas zu finden. Enttäuscht schloss ich die Tür wieder auf und erschrak.

Vor mir stand ein Vampir, den Arm in den Türrahmen gestemmt.

Na, Fräulein, sagte er mit der Stimme des Stadtrats. Seine spitzen Zähne leuchteten mich an. Musste die kleine Pippi mal Pipi?

Ich nickte stumm. Schrumpfte unter seinen blutdurstigen Augen so weit, dass ich mich unter seinem Arm hindurchducken konnte. Ich lief davon. Sein Gelächter trieb mich den Gang hinunter, zurück zur Party, immer der Lautstärke nach, die die fehlende Stimmung ausgleichen sollte.

An der Glastür, die den Flur vom Wohnzimmer trennte, blieb ich stehen, sah mich noch einmal um. Er war weg. Ein Blick durch die Scheibe, und ich konnte gerade noch sehen, wie das Skelett Jan bei der Hand nahm, ihn quer durchs Zimmer hinter den aufgeklappten Flügel führte. Er folgte anstandslos.

Da standen sie dann. Chaplin und das Knochengerüst.

Ich sah, wie Jan den Kopf in den Nacken legte, die Augen schloss und den Mund weit öffnete, die Zunge herausgestreckt. Bereit zu empfangen.

Das Skelett nahm seinen Schädel ab. Unter der Maske kam dein Gesicht zum Vorschein.

Ich kannte dich vom Sehen. Du gingst in die Parallelklasse, hocktest in der Pause oft auf der Mauer unter dem Kastanienbaum und trugst deine Bücher immer lose unter dem Arm.

Jan blinzelte nicht einmal. Er stand ganz still. Erwartete geduldig, was du ihm zu geben hattest.

Du hieltest seine Hand in deiner, und auf seltsame Art meine ebenfalls, erhobst dich langsam auf die Zehenspitzen, machtest dich groß, und in meinem Bauch kribbelte es, als du ihm, meinem kleinen, einzigen Bruder, uns, feierlich einen Tropfen durchsichtig-blasiger Spucke auf die Zunge fallen ließst.

Ein gellender Schrei.

Sabine waltzte in ihrem pinkfarbenen Ballerina-Tutu an euch vorbei.

Mama! Maaaama! Friederike hat Jan in den Mund gespuckt!

Ihhhhhh!, kreischten ein paar Kinder.

Jan schlug die Augen auf, schloss langsam den Mund. Er sah erst dich an, dann mich. Als hätte er gewusst, dass ich dort stand. Langsam wandtest du dich ebenfalls mir zu. Im Lärm von Stopp-Essen und Blindkuh balancierten wir einen Blick lang zu dritt auf dem schmalen Grat zwischen Verschwörung und Verrat. Als Frau Schmitz einen Moment später ins Zimmer eilte, waren wir uns längst einig, auf welcher Seite wir standen.

Herr Tullius mähte durch die Stille.

Nun, sagte deine Mutter. Das war ja wohl das Mindeste.

Nini, dürfen wir reingehen und mit Fido die Platte hören?, fragte Jan und war bereits auf dem Weg ins Haus.

Wenn es denn sein muss, sagte Nini und entschied: Sie bleiben doch auf einen Kaffee, Frau Pfarrer.

Zum ersten Mal nur Jan und du und ich.

Der Wind, die Hunde, der Wettlauf zum Pol. Zu dritt

war es auf dem Sofa enger, aber auch ein bisschen wärmer.

Also, ich bin jedenfalls Amundsen, sagte ich, als wir dir später unser Quartier und die Ausrüstung zeigten. Ich weiß nicht, woher ich diese Selbstsicherheit nahm. Aber er, ich deutete auf Jan, er will einfach nicht Scott sein.

Jan schubste mich.

Dann bin ich eben Scott, sagtest du. Sonst ist es ja nicht wie in echt.

Genau, sagte ich. Sah Jan triumphierend an.

Dass es so leicht sein konnte. Keine Klage, kein Feilschen. Einfach so, ohne Zögern, übernahmst du die nicht besetzte Rolle des Unterlegenen. Deine Gelassenheit verunsicherte mich. Aber sie war nicht gespielt, es machte dir wirklich nichts aus. Mehr noch: Im Licht deiner Gleichmut erschienen plötzlich die unpopulärsten Dinge interessant. Das Sterben gewann an Attraktivität.

Ich gehe mit Fido, erklärte Jan sofort. Ich will Wilson sein.

Der stirbt aber auch, sagte ich. Sogar noch vor Scott. Du weißt, wie es war: erst Bowers, dann Wilson, dann Scott.

Na und? Dafür sind wir dann *echte* Helden, sagte Jan.

Du sahst mich an und zucktest mit den Schultern. Mein Widerspruch verlief in dieser Geste, löste sich auf in deinen Augen, die von Konkurrenz nichts wussten.

Und so stakste ich mit den Skistöcken voran zum Südpol. Winkte siegesgewiss. Ruhm und Ehre für Roald Amundsen, Polfahrer, Entdecker, Eroberer!

Nini und Herr Tullius wurden zur feierlichen Ordensverleihung herbeigerufen. Deine Mutter war längst nach Hause gegangen.

Ich stieg auf die alte Apfelkiste wie auf ein Siegertreppchen und beugte mich zu dir hinunter. Mein Herz tanzte im Hals, als du mir eine Bronzemedaille vom Volkswandertag ans T-Shirt heftetest und eine kurze Rede auf meine Verdienste hieltest. Du wusstest, wie so etwas geht.

Liebe Gemeinde, dieser Amundsen hat es geschafft, sagtest du. Er hat den Südpol als Erster erreicht. Mit Gottes Hilfe. Herzlichen Glückwunsch. Amen.

Das Publikum applaudierte angemessen und zerstreute sich.

Jetzt wart ihr an der Reihe.

Jan und du krocht ins Zelt, und ich blieb allein im Garten zurück. Eine Amsel piff den Abendregen herbei, und die Schwalben jagten im Tiefflug über den Himmel. Ich hörte euch rascheln und knistern. Du stöhntest schmerzvoll. Plötzlich befremdet und einsam in meinem Erfolg, trat ich von einem Bein aufs andere, während ihr hinter der Stoffwand voll Inbrunst das Zeitliche segnetet. Ich war kurz davor zu weinen. Oder wegzulaufen. Aber ich wollte um jeden Preis tapfer sein. Dann ging der Reißverschluss auf. Du strecktest den Kopf hinaus.

Komm rein, sagtest du. Sie waren doch zu dritt!

Hastig kletterte ich über eure Beine, legte mich an deine Seite, und Arm in Arm starben wir gemeinsam.

Für immer vereint, sagtest du.

Ich hoffte, du meintest uns.

Mein Herz klopft so aufgebracht, als hätte ich einen Albtraum gehabt. Aber ich habe nicht geschlafen, im Gegenteil.

Unter meiner Flecemütze staut sich die Wärme. Ich ziehe sie herunter, kämme mit den Fingern durch die Haare,

als ließen sich so die Gedanken umlenken, massiere, drücke, kratze, reibe über die Kopfhaut. Die plötzliche Kälte lässt die Haarwurzeln brennen.

Dich habe ich wirklich nicht erwartet. Nicht hier, nicht zu diesem Zeitpunkt. Nicht so.

Auch wenn ich es mir selbst nie eingestanden hätte, habe ich wohl irgendwie immer damit gerechnet, dass wir uns eines Tages zufällig begegnen würden.

An einer Bahnschranke in Mecklenburg-Vorpommern. Du auf der einen Seite, ich auf der anderen, zwischen uns die rostigen Gleise von Gestern nach Morgen. Wir erkennen uns über die geringe Entfernung, sofort, ein Güterzug donnert vorbei, was kurz unseren Blick stört und den Gedanken weckt, dass wir uns getäuscht haben, obwohl wir genau wissen, dass es nicht so ist. Oder auf einem einsamen sizilianischen Hügel. Deine Silhouette vor meiner Postkartenaussicht. Vielleicht aber auch auf der Flughafen-toilette in Oslo oder Buenos Aires. Die Verzögerung der Lichtschranke am Wasserhahn, die einen irritierten Seitenblick lang dauert. Deine Hände, der vortretende Knöchel am rechten Handgelenk. Unverkennbar. Unsere Augen treffen sich im Spiegel.

Oder, oder, oder.

Es gibt so viele Variationen dieses einen Augenblicks, wie es Gelegenheit zum Blinzeln gibt, aber jede endet mit der Frage, wie es wohl wäre, dir gegenüberzustehen. Ob ich die Kraft aufbringen würde, mich umzudrehen und still fortzugehen, oder ob ich dich noch wollte.

Doch es ist weder die Bahnschranke noch die Sommerinsel, auch nicht die Flughafen-toilette. Nein, ausgerechnet hier, am einzigen Platz, an den meine Fantasie dich nie ge-

lassen hat. Hier, wo ein Menschenleben vollkommen unbedeutend ist, zu unbedeutend, um beim Wiegen der Welt irgendwie ins Gewicht zu fallen, hier passiert es.

Nach zwanzig Jahren.

Ein Wort, und du bist wieder in meinem Kopf. Als wäre keine Woche vergangen, seit du uns den Rücken kehrtest und nach zehn Jahren so leicht aus unserer Freundschaft, aus unserem Leben gingst, als wären wir bloß flüchtige Bekannte gewesen.

Und jetzt?

Aufgebracht schlage ich mit den Fäusten auf mein Bett, aber der Schlafsack raschelt nur harmlos.

Es war ein langer Weg hierher, und ich bin ihn ohne dich gegangen. Ich war allein, als ich zum ersten Mal das Eis atmen hörte. Als ich im Osloer Fram-Museum Amundsens Schiffsglocke läutete. Und auch am Hut Point, an Scotts Gedenkkreuz. *Da* hätte ich dich gerne bei mir gehabt; und Jan.

Aber jetzt nicht. Und überhaupt nie mehr.

Hier ist kein Platz für dich! Egal, was in dieser E-Mail steht. Jetzt geht es um wichtigere Dinge: um meine Expedition, meine Leute. Meinen Eiskern. Das Ergebnis meiner Forschung. Das Weltklima, verdammt.

Jetzt nicht!

Ich sage es laut, damit es gilt. Ziehe die Mütze wieder auf, fest über die Ohren.

Morgen wird es ernst. Morgen werden wir bohren. Morgen muss ich wach und ausgeruht sein.

Ich knuffe mein Kissen zurecht, als könnte es etwas dafür, setze meine Schlafbrille auf und lasse mich in die Dunkelheit sinken.

Sie trägt noch lange dein Gesicht.

Am Morgen sitze ich in einem Haufen loser Knochen, die irgendjemand über mir ausgeschüttet hat. Die Arme und Beine, die ich finde, scheinen nicht zu mir zu passen, jedenfalls kann ich sie kaum bewegen. Das bin doch nicht ich.

Mühsam schäle ich mich aus dem Schlafsack. Die eisige Luft weckt meinen Geist und lässt die Haut kribbeln. Dann fällt mir wieder ein, was wirklich wichtig ist: Es ist so weit. Heute bohren wir!

Ich steige aus dem Zelt, und nach ein paar Schritten in den Tag haben sich auch meine Knochen wieder sortiert. Gewohnheitsmäßig schweift mein Blick über den Himmel wie über die Titelseite der Morgenzeitung am Kiosk auf dem Weg zum Institut. Der Wind schläft friedlich hinter den Bergen und die Sonne hinter ein paar versprengten Schleierwolken. Kein Halo, obwohl das Wetter sich für eine Sonnenspiegelung anbieten würde, und auch sonst keine Attraktionen. Im Großen und Ganzen dasselbe Bild wie gestern.

Trotzdem. Irgendetwas ist anders.

Es dauert einen Moment, bis ich begreife.

Der Horizont ist über Nacht näher gerückt. Zum Darüberstolpern und Abstürzen nah. Das Dronning Mauds Fjell, das man sonst nur mit dem Fernglas ausmachen kann, hebt sich klar hervor, die Bergkette gezackt wie die Linie eines schlechten EKGs. Auch Benji, wie wir den kleinen Nunatak in unserer Nachbarschaft genannt haben, ist eindeutig gewachsen. Alles wirkt so stimmig, fehlerfrei, aber es ist ein Trugbild, das weiß ich. Dimensionen sind hier nur verpielte Variable.

Ich schaue in die Ferne, kneife ein Auge zu. Zwischen Daumen und Zeigefinger messe ich den höchsten Gipfel.

So groß bist du, sage ich leise, nur so groß.

Ich bin die Erste im Quartier.

Starte den Gasofen und den Rechner und setze Kaffee auf. Heute Morgen gibt es die Schnellversion: ein kleiner Schneeberg mit braunem Instantpulver und Zucker überpudert. Ich sehe zu, wie die Kristalle im Topf widerstandslos ihre Struktur aufgeben, Wasserstoffbrücken zusammenbrechen, Moleküle sich im Chaos verlieren, und fühle mich zunehmend stabiler. Mit Aggregatzuständen kenne ich mich aus.

Gierig nehme ich den ersten Schluck von der braunen Brühe. Zu gierig. Noch bevor das Gehirn den Schmerz signalisiert, ist die Blase unter der dünnen Haut am Gaumen da. Unglaublich, dass mir das immer wieder passiert. Als wüsste ich es nicht besser. Ich stelle den Becher zur Seite und setze mich an den Computer.

Solange die anderen noch schlafen, kann ich die liegen gebliebene Schreibe erledigen, dem Chef antworten, ehe Fränzi mich noch einmal darauf hinweist, und den Tagesbericht von gestern verfassen, bevor ich vergesse, was wir gemacht haben.

Ich tippe ein paar Stichworte, notiere die Schachttiefe und die Abmessungen, die Arbeitsstunden – viel mehr gibt es noch nicht zu berichten. Dann öffne ich das Mailprogramm. Scrolle durch den Posteingang zurück bis vorgestern und dann wieder nach vorn.

Nichts.

Da ist keine Mail an mich.

Umso besser.

Ich lehne mich zurück, klappe den Laptop wieder zu, die Hand schwer auf dem kalten schwarzen Computer; fest den Deckel draufhalten.

Erst jetzt bemerke ich, wie es hier aussieht: die schmutzigen Teller von gestern, ein paar Schraubenzieher, überall Kabel, da ein angekrümelter Keks, dort ein Buch, unter dem Zeltdach baumeln muffige Innenschuhe, bestimmt Oles. Zusammengenommen reicht das schon, um auf acht Quadratmetern das Gefühl von Chaos entstehen zu lassen.

In meinem linken Augenlid breitet sich ein Zucken aus. Ich blinzele, bis es aufhört. Natürlich kann ich das ertragen. Diese paar Wochen kann ich die Unordnung der anderen aushalten.

Ich wische die Krümel vom Tisch und stecke mir den alten Keks in den Mund.

Und jetzt?

Mit beiden Händen reibe ich mir das Gesicht, die Augen. Aber gesehen ist gesehen, das geht auch vom Reiben nicht weg.

Natürlich ist mir die Ordnerleiste links im Programmfenster nicht entgangen, auch wenn ich sehr entschieden daran vorbeigeschaut habe. »Hanna« steht da an einem Folder. Und darunter, an weiteren Ordnersymbolen, die Namen der anderen. Wir haben nur eine gemeinsame Notfalladresse, unter der wir E-Mails im RTF empfangen können – falls wir das Glück haben, einen Satelliten zu erwischen –, aber Fränzi hat offenbar für jeden ein eigenes Fach angelegt. Sie liebt die Struktur.

Ich klappe den Rechner wieder auf. Klicke auf meinen Namen und betrachte die Liste, die sich öffnet. Sie ist nicht lang. Die erste Mail ist vom Chef, darunter die von unserer Sekretärin Frau Klose. Jans Nachricht ist die dritte. Natürlich hat Fränzi sie nicht gelöscht.

Ein blauer Punkt davor. Ungelesen. Betreff: Scott. Genau wie sie gesagt hat.

Widerwillig klicke ich die Mail auf.

Der Text ist kurz, nur eine Zeile. Jan war noch nie besonders schreibfreudig.

Lieber Amundsen, Scott ist tot. Melde dich, Wilson.

Lese. Lese noch einmal.

Nehme noch einen Schluck Kaffee. Er ist lau inzwischen und bittersüß, wie Kindermedizin.

Sa-nos-tol.

Der alte Werbedreiklang schrillt, und deine Mutter hält dein Kinn fest und drückt mit der anderen Hand den über-vollen Löffel in deinen Mund, durch deine zusammengepressten Lippen, gegen die beiden großen, neuen Schneidezähne. Der Saft läuft dir zäh übers Kinn und tropft auf dein T-Shirt. Es ist das gelbe mit Calimero drauf.

Ich starre auf den Bildschirm. Der Satz bleibt unverändert.

Das ist doch alles Unsinn. Ein makabrer Witz.

Mit einem Klick befördere ich die Mail in den Papierkorb. Der Computer zerknüllt sie mit einem lächerlich animierten Ton, und ich schlage den Rechner zu.

Mit der Zunge fahre ich über die Blase an meinem Gaumen, hin und her, so lange, bis sie platzt.